

INTERJEKTE 14

2022

STIL UND RHETORIK EIN PREKÄRES PAAR UND SEINE GESCHICHTEN

Eva Geulen, Melanie Möller
(Hg.)

zfl

LEIBNIZ-ZENTRUM
FÜR LITERATUR- UND
KULTURFORSCHUNG



Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung
Schützenstraße 18 | 10117 Berlin
T +49 (0)30 20192-155 | F -243 | sekretariat@zfl-berlin.org

INTERJEKTE ist die thematisch offene Online-Publikationsreihe des Leibniz-Zentrums für Literatur- und Kulturforschung (ZfL). Sie versammelt in loser Folge Ergebnisse aus den Forschungen des ZfL und dient einer beschleunigten Zirkulation dieses Wissens. Informationen über neue Interjekte sowie aktuelle Programmhinweise erhalten Sie über unseren E-Mail-Newsletter. Bitte senden Sie eine E-Mail mit Betreff »Mailing-Liste« an newsletter@zfl-berlin.org.

Veranstaltungs- und Publikationsförderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen der Exzellenzstrategie des Bundes und der Länder innerhalb des Exzellenzclusters *Temporal Communities: Doing Literature in a Global Perspective* – EXC 2020 – Projekt-ID 390608380.

IMPRESSUM

Herausgeber Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL)

www.zfl-berlin.org

Direktorin Eva Geulen

Redaktion Gwendolin Engels, Anja Keith

Gestaltung KRAUT & KONFETTI GbR, Berlin

Layout/Satz Niki Fischer-Khonsari

Titelbild Adriaen van Ostade: »Der Schulmeister« (1662)

DOI: [10.13151/IJ.2022.14](https://doi.org/10.13151/IJ.2022.14)



Sämtliche Texte stehen unter der Lizenz **CC BY-NC-ND 4.0**. Die Bedingungen dieser Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den*die jeweilige*n Rechteinhaber*in.

© 2022 / Das Copyright liegt bei den Autor*innen.

INHALT

- 4** **EINLEITUNG**
STIL UND RHETORIK: EIN PREKÄRES
PAAR UND SEINE GESCHICHTEN
Eva Geulen
Melanie Möller
(Hg.)
- 8** **STIL ALS NATÜRLICHE**
REPRÄSENTATION DER AFFEKTE IN
DER CARTESIANISCHEN RHETORIK
DIE TRÜBUNG DER REDEKUNST IM
SPIEGEL DER NATUR
Martin Urmann
- 17** **STIL ALS ÜBUNG**
EINE SKIZZE ZU STILUS, STIL UND
SCHREIBSZENE
Rüdiger Campe
- 32** **LUTHERSTIL**
Barbara N. Nagel
- 41** **HOMOLOGIESTIL UND ELLIPTIK, ODER:**
SIND ARISTOTELES' »PRAGMATIEN«
LITERATUR?
Gyburg Uhlmann
- 56** **DIE STRUKTUR UND IHR STIL**
WIE SCHLEIERMACHER ZWISCHEN
DERRIDA UND SAUSSURE VERMITTELN
KÖNNTE
Manfred Frank
- 70** **»GANGNAM STYLE«: ZUR STILBIL-**
DUNG IM DIGITALEN RAUM
Elisa Ronzheimer
- 78** **»DIE SÄTZE MÜSSEN LYRISCH GEBAUT**
SEIN, SONST FINDE ICH DIE NICHT
GUT.«
RHETORIK UND STIL IN DER GEGEN-
WARTSDRAMATIK VON THOMAS KÖCK,
ENIS MACI UND WOLFRAM HÖLL
Pola Groß

HOMOLOGIESTIL UND ELLIPTIK, ODER: SIND ARISTOTELES' »PRAGMATIEN« LITERATUR?

Gyburg Uhlmann

I. EINLEITUNG

Willem J. Verdenius vertritt in seinem Artikel *The nature of Aristotle's scholarly writings*¹ die These, dass alle überlieferten Schriften des Aristoteles Texte aus dem mündlichen Unterricht seien, die Aristoteles schrittweise für die Publikation vorbereitet habe und die wir nun in unterschiedlichen Bearbeitungszuständen vorliegen hätten.

Dabei ist sein zentrales Kriterium für die Unterscheidung zwischen mündlicher Vorlesung und Publikationsfassung der Unterschied zwischen literarischer Elaboriertheit und elliptischer Notizenhaftigkeit. In jeder Pragmatie finde man Spuren von beiden Polen und Merkmalen der zunehmenden, aber nicht abgeschlossenen literarischen Durcharbeitung.² Diese These kann am Textmaterial überprüft werden. Sie enthält aber auch unabhängig von der Kontroverse über den Charakter der Schriften des *Corpus Aristotelicum* ganz allgemein literaturtheoretischen und Stilkritik betreffenden Sprengstoff. Denn sie suggeriert und setzt selbstverständlich voraus, dass Literatur und literarischer Stil das ausführende oder ausbuchstabierende Explizieren von dem sind, was implizit, angedeutet oder lückenhaft zusammengefasst ist. Der Literaturcharakter entstehe durch das glättende und auf vollständige Explizitheit angelegte Eingreifen des Stil(u)s. Dagegen herrsche in dem, was »noch nicht« literarisch sei, Unklarheit, Unverständlichkeit und Dunkelheit – und dies wegen zu großer Kürze, zu geringer Ausführung des Gedachten, zu vieler vom Rezipienten zu füllender Lücken. Daher erforderten Aristoteles' Pragmatien auch ein so hohes Maß an Erklärungstätigkeit und dies umso

mehr, je weniger weit der Prozess der Literarisierung fortgeschritten sei. Auf der Basis dieser Prämissen wird das Vorhandensein von Kommentaren und (später in den Handschriften) Scholien und Glossen zum Kriterium für Texte, denen das Prädikat »Literatur« nicht zugestanden werden könne – eine explosive und zu diskutierende These.

II. ELLIPTIK IN DER KLASSISCHEN RHETORIK

Verdenius ist kein Revolutionär. Er macht lediglich das zum expliziten Kriterium, was andere Aristoteles-Interpreten durch ihren habitualisierten Hinweis auf die Dunkelheit der Aristotelischen Schriften implizit voraussetzen. Er benutzt die traditionelle Stillehre, um das *Corpus Aristotelicum* als wissenschaftliche und philosophische Texte zu beurteilen.³ Die Stillehre wiederum ist ein Teil der klassischen, von Heinrich Lausberg ins Handbuchformat kondensierten und auf Cicero und Quintilian zurückgehenden Rhetorik.

3 Vgl. Eckart Schütrumpf: »Form und Stil aristotelischer Pragmatien«, in: *Philologus* 133 (1989), S. 177–191; Sabine Föllinger: »Mündlichkeit in der Schriftlichkeit als Ausdruck wissenschaftlicher Methode bei Aristoteles«, in: Wolfgang Kullmann/Jochen Althoff (Hg.): *Vermittlung und Tradierung von Wissen in der griechischen Kultur*, Tübingen 1993, S. 263–280; Paul Moraux: *Der Aristotelismus bei den Griechen*, Bd. 1: *Die Renaissance des Aristotelismus im 1. Jh. v. Chr.*, Berlin/New York 1984, S. 3–94; Sabine Föllinger: »Aristotle's Biological Works as Scientific Literature«, in: *Studies in History and Philosophy of Science* 43 (2012), Special Issue *Structures and strategies in ancient Greek and Roman technical writing*, hg. von dies./Aude Doody/Liba Taub, S. 237–244 (betont die Prozessualität des Aristotelischen Denkens); zusammenfassend Sabine Föllinger: »Literarische Strategien bei Aristoteles«, in: Irmgard Männlein-Robert/Wolfgang Rother/Stefan Schorn u. a. (Hg.): *Philosophus orator. Rhetorische Strategien und Strukturen in philosophischer Literatur*, Basel 2016, S. 127–144 (zitiert Ingemar Düring und Werner Jaeger als Beispiele, die die Pragmatien als bloße Vorlesungsskripte verstehen).

1 Willem J. Verdenius: »The nature of Aristotle's scholarly writing«, in: Jürgen Wiesner (Hg.): *Aristoteles. Werk und Wirkung*, Bd. 1: *Aristoteles und seine Schule*, Berlin/New York 1985, S. 12–21.

2 Vgl. ebd., S. 18.

In dieser gibt es drei Orte, an denen (übermäßig eingesetzte oder gezielt erzeugte) Kürze verhandelt wird: 1. in der Lehre von den Stilfiguren, 2. in der Lehre von den Tugenden des richtigen Stils (Kürze und Prägnanz als Stilideal) und 3. in der Beschreibung von Fehlern (*vitia*), die den kommunikativen Erfolg des Textes verhindern oder mindern können. Alle diese Orte befinden sich im Bereich der *elocutio*, der sprachlichen Ausgestaltung der Rede, bleiben also jenseits oder nach *inventio* und *dispositio*, wo Material aufgetan und geordnet und damit Kreativität und Struktur praktiziert wird. Die Ellipse als Mittel der *brevitas* (Kürze) bzw. der Brachylogie, also der Technik der Erzeugung prägnanter Kürze, kann sowohl als Instrument, das die stilistische Qualität steigert, und als Zeichen besonders gründlicher Formung der Sprache (*brevitas*) wie auch als stilistischer Fehler und Abweichung von einem Stilideal betrachtet werden (*vitium*). Die Gründe für dieses Changieren und die unterschiedlichen Bewertungen werden in Quintilians Behandlung der Ellipse unter den Tropen, und zwar unter der Trope der Weglassung (*detractio*), deutlich. Quintilian plädiert nämlich dafür, die Ellipse unter die Figuren und nicht unter die Fehler (*vitia*) der Rede zu zählen.⁴ Zur Begründung führt Quintilian zwei Argumente an: 1. Die Auslassung von einem Teil eines sprachlichen Ausdrucks sei genau dann kein Fehler, sondern eine Tugend, wenn sie »a prudentibus« (»von cleveren Leuten«) produziert werde.⁵ Mit anderen Worten: Das, was als bloße (ungeschickte, ungeformte) Dunkelheit und Unklarheit erscheine, könne dann ein Signal rhetorischer Durchgestaltung sein, wenn es mit Klugheit, man könnte vielleicht auch sagen: mit Witz und Geschick, eingeführt werde. Diese Qualität kann man insbesondere dann belegen, wenn sie im Text thematisiert oder vorausgesetzt wird. In jedem Fall aber liegt sie letztlich im Auge des Betrachters oder es wird über sie vom (kundigen) Interpreten entschieden. 2. Abweichungen von der Norm erscheinen Quintilian als durchaus und explizit willkommen. Denn kein Fehler sei schlimmer als die *homoeideia*, also die Gleichförmigkeit, d. h. das Fehlen von Abweichung und dadurch von Abwechslung (»die Gleichförmigkeit, die wegen fehlender Abwechslung nicht die Langeweile lindert«⁶).

Hier liegt der Hase im Pfeffer. Während die Disziplin der Grammatik die Befolgung von grammatischen Regeln observiert,⁷ geht es in der Rhetorik nach Quintilian nicht zuletzt um stilistische Vollkommenheit, um Langeweile zu vermeiden und die Aufmerksamkeit auf die Schönheit der Sprache zu lenken. Die Abweichung von der Norm wird unter diesem Gesichtspunkt zur Tugend: freilich nur dann, wenn sie bewusst hervorgebracht sei und wenn sie auch als solche wahrgenommen und erkannt werde. Es ist also eine Zusammenarbeit zwischen dem Bewusstsein des Autors und dem Bewusstsein des Rezipienten erforderlich, um aus einer bloßen (Unklarheit erzeugenden, sprachlich oder grammatisch unrichtigen) Kürze eine schmückende, die Sprache interessant machende Andersheit werden zu lassen. Interessant, anders, überraschend, neu, gesucht, prägnant – das sind die Qualitäten, die für Quintilian das Schmücken der Sprache, wie sie die Rhetorik und auch die Dichtung suchten, ausmacht – freilich nicht im Übermaß und bis zum Überdross. Bemerkenswerterweise treten bei Quintilian hier wie überhaupt bei der Behandlung der Redefiguren die Dinge, über die gehandelt wird, gar nicht mehr vor. Es geht gar nicht um die *res* (Sachverhalte), sondern allein um die Worte.⁸

Kein Wunder also, dass die Ellipse sich in diesem Kontext großer Beliebtheit erfreut, zugleich aber auch einen äußerst labilen Status als *virtus* (Tugend) besitzt, die leicht ins *vitium* (Fehler) umschlagen kann, weil ihre Bewertung von den Vormeinungen der Leser abhängt. So wird in vielen Beiträgen zu der literarischen Qualität des Aristoteles vorausgesetzt, dass in seinen schlichten Schultexten die Ellipse und übergroße *brevitas* (Kürze) kein Merkmal schöngeistiger intellektueller Anregung sein könne, sondern eher als Fehler aus Unbedachtheit – oder etwas schmeichelt: aus Mangel an Zeit für die Bearbeitung – zu bewerten sei.⁹

4 Vgl. M. Fabi Quintiliani: *Institutionis oratoriae libri duodecim*, hg. von Michael Winterbottom, Bd. 2: *Libri VII–XII*, Oxford 1970, Buch VIII, Kap. 6, § 21 f.

5 Ebd., Buch VIII, Kap. 3, § 50. Übersetzungen hier und im Folgenden, sofern nicht anders angegeben, G. U.

6 »ὁμοειδέα, quae nullae varietatis gratia levat taedium« (ebd., Buch VIII, Kap. 3, § 52).

7 Vgl. Stefan Matuschek: »Ellipse«, in: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 2, hg. von Gregor Kalivoda/Heike Mayer/Franz-Huber Robling, Tübingen 1994, Sp. 1017–1022, hier Sp. 1018.

8 Vgl. Luzia Goldmann: *Phänomen und Begriff der Metapher: Vorschlag zur Systematisierung der Theoriegeschichte*, Berlin/Boston 2018, S. 86.

9 Vgl. Werner Jaeger: *Studien zur Entstehungsgeschichte der Metaphysik des Aristoteles*, Berlin 1912, S. 133; ders.: *Aristoteles. Grundlegung einer Geschichte seiner Entwicklung*, Berlin 1923; William K. C. Guthrie: »The Development of Aristotle's Theology – I«, in: *The Classical Quarterly* 27.3/4 (1933), S. 162–171; ders.: »The Development of Aristotle's Theology – II«, ebd., 28.2 (1934), S. 90–98;

Ganz anders hatte Aristoteles die zentralen Tugenden eines Textes im 3. Buch seiner *Rhetorik* thematisiert. Sein Hauptkriterium ist die *sapheneia*,¹⁰ ein Begriff, der nur sehr ungenügend mit ›Klarheit‹ wiedergegeben werden kann und eher ›erkennbare Deutlichkeit‹ oder noch präziser ›deutliche Erkennbarkeit‹ bedeutet. Die Sprache muss insgesamt der Sache, die sie darstellt, angemessen sein, und angemessen ist es vor allem, dass die Sprache sacherhellend ist, also beiträgt zu einer möglichst differenzierten Erkenntnis des jeweils vorliegenden Sachverhalts. So hatte Aristoteles das Ziel der Rede bereits im ersten Buch charakterisiert: Aufgabe des Redners sei es, das, was in dem vorliegenden Einzelfall wirklich von der Sache her überzeugend ist, zu erfassen und erkennbar zu machen. Die gute Rede wird also zu einer Erkenntnisaufgabe für den Redner. Die sprachliche Gestaltung und somit auch der Stil als Spiegel dieser individuellen Sachausrichtung oder des Abweichens davon ordnet sich hier ein. Der Stil ist von der Ausrichtung auf das Erkennen dessen, was überzeugt, geprägt und kein bloßer an der Oberfläche bleibender Schmuck.¹¹

Damit wird auch die Frage nach der Explizitheit und dem Bedarf daran zu einer die Sache, also Argument, Struktur und Methode des Textes betreffenden Frage, die – rhetorisch gesprochen – hinter die *elocutio* zurückgeht und *inventio* und *dispositio*, also die Materialfindung und -ordnung, betrifft. Für Aristoteles ordnen sich ohnehin alle *officia* (Pflichten)

des Redners dem einen Ziel und der einen Aufgabe unter, das, was wirklich für den jeweiligen Einzelfall plausibel und überzeugend ist, zu erkennen.¹²

III. WAS IST STIL?

Der Aufsatz von Willem J. Verdenius deutet ein Merkmal der Aristotelischen Pragmatien nach den Kriterien der römischen Rhetorik-Tradition. Denn er interpretiert die elliptischen Formulierungen in den erhaltenen Schriften des Aristoteles als bloße unfertige Verkürzungen, denen Witz und der Wille zur stilistischen Abwechslung abgehe, mit anderen Worten: Er sieht sie als *vitium* und nicht als literarische *virtus* an. Er entscheidet daher damit, ob die Texte als Literatur gelten können oder nicht, und verbindet dies mit der Frage, ob Aristoteles die Absicht hatte, diesen oder jenen Text zu publizieren oder breiter zirkulieren zu lassen. Auch dies wird damit zum Kriterium für Literatur erhoben.

Die Prämisse dieses Vorgehens ist, dass literarischer Stil etwas ist, was sich an der Oberfläche eines Textes entscheidet und was dem Text den letzten Schliff und intellektuellen Esprit gibt.¹³ Wie wir gesehen haben, wird die Stilkritik im Rahmen der *elocutio* verhandelt, also im Bereich der sprachlichen Formulierung der Rede/des Textes lokalisiert.¹⁴ Nach Quintilian entwickelt sich wirkliche stilistische Exzellenz erst durch die richtigen, angemessenen Metaphern und Stilfiguren, also erst in der Abweichung von dem alltäglichen durchschnittlichen Sprachduktus, dem Wortschatz, der Wortstellung und dem semantischen Radius, also des Grades an Bildlichkeit und der Entfernung von literalen Bedeutungen. Stilistische Exzellenz ist demnach bei Quintilian eng mit dem literarischen Charakter eines Textes verbunden. Das korrespondiert dem Konzept von Literatur, das in Horazens *Ars Poetica* entwickelt wird, das auch deshalb so bedeutsam ist, weil es ein Kondensat hellenistisch-römischer Dichtungstheorien ist und damit dominante Strömungen des

Ingemar Düring: »Aristotle the Scholar«, in: *Arctos* N.S. 1 (1954), S. 61–77; ders.: *Aristoteles. Darstellung und Interpretation seines Denkens*, Heidelberg 1966; Schürtrumpf: »Form und Stil aristotelischer Pragmatien« (Anm. 3).

10 Aristotelis: *Ars Rhetorica*, hg. von William D. Ross, Oxford 1959, Buch III, Kap. 1, S. 1404b1 ff.

11 Vgl. Angelika Linke: »Stil und Kultur«, in: Ulla Fix/Andreas Gardt/Joachim Knape (Hg.): *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*, Bd. 2, Berlin/New York 2009, S. 1131–1144, hier S. 1134. Linke charakterisiert den Stilbegriff bei Aristoteles als dualistisch. Stil sei für Aristoteles bloßes *decorum* (Schmuck). Im Unterschied dazu gebe es den ganzheitlichen platonischen Stilbegriff, der Stil und Bedeutung zusammendenke. Aristoteles' Fokus liegt in der Rhetorik auf den Beweismitteln. Stil und sprachlichen Ausdruck behandelt er vor allem im 3. Buch. Deutlich wird, dass alle Elemente einer Rede zu dem Skopos, das, was wirklich überzeugend ist zu vermitteln, in Beziehung stehen. So verstanden vertritt Aristoteles im Gegensatz zu Quintilian auch einen ganzheitlichen Ansatz.

12 Vgl. Aristotelis: *Ars Rhetorica* (Anm. 10), Buch I, Kap. 1, S. 1355b10 f.; Buch I, Kap. 2, S. 1355b25 f.

13 Einen guten Überblick über die Geschichte des Stilbegriffs geben Rainer Rosenberg/Wolfgang Brückle/Hans-Georg Soeffner u. a.: »Stil«, in: Karlheinz Barck u. a. (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Bd. 5, Stuttgart 2003, S. 641–670.

14 Vgl. Hartmut Krones: »Stillehre, Stilistik«, in: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 9, hg. von dems./Gregor Kalivoda, Tübingen 2009, Sp. 1–83, hier Sp. 1–7.

Literaturverständnisses spiegelt.¹⁵ Dessen Nähe zur Rhetoriktheorie zeigt sich in dem Charakter der Schrift als leicht anwendbare Regelsammlung, aber auch im hohen Stellenwert stilistischer Merkmale. So wird als eine der ersten Aufgaben des Dichters seine Sensibilität für den richtigen Stil und das richtige Maß an Neuheit in der Wortwahl genannt.¹⁶ Literarischer Charakter und guter Stil verschimmen als Textbeschreibung und Aufgabenstellung an den Dichter ineinander.

Dagegen wurde in der modernen Stilkritik und Stiltheorie eingewendet, dass es eine solche bloß die Oberfläche betreffende Sprachlichkeit nicht geben könne und daher Stil mehr sein müsse als nur ein Set an formalen Merkmalen und Abweichungen von den (in der Disziplin der Grammatik diskutierten und tradierten) Regeln.¹⁷

IV. DENKSTIL UND HOMOLOGIESTIL

Eine Alternative zu Stil als bloß linguistisch zu verhandelndem Phänomen bietet der Begriff ›Denkstil‹, der in Zusammenhang mit dem Konzept der Denkkollektive von dem Biologen und Mediziner Ludwik Fleck eingeführt wurde. Er dient wegen seiner Affinität, aber

auch der Unterschiede zum Konzept des Homologiestils stellvertretend für andere wissenschaftsgeschichtlichen Stilbegriffe als Ausgangspunkt.

Fleck versteht unter einem Denkstil ein (in sich äußerst stabiles, Veränderungen zunächst ablehnendes) System von Meinungen, das in einer Gruppe geteilt wird und das darüber entscheidet, was für wahr oder falsch gehalten wird, was als Problem erkannt oder als Methode akzeptiert wird.¹⁸ Das Konzept kann aber nicht nur als Ideengeber für die Beschreibung einer antiken Situation – in diesem Fall: der überlieferten Pragmatien des Aristoteles – dienen, es hat seine Wurzeln und Gründe selbst in einem antiken Modell, nämlich der Rhetorikschule des Isokrates, der im 4. Jahrhundert v. Chr. der Rivale zunächst Platons und dann auch des Aristoteles war. Isokrates betont immer wieder, dass es nicht möglich sei, zu einer hinreichend begründeten Erkenntnis zu kommen. Man müsse sich vielmehr mit dem Austausch unterschiedlicher Meinungen begnügen, die miteinander in einen Agon, einen Wettkampf, träten.¹⁹ Die Qualität und der Agon entschieden sich nicht zuletzt an der inneren Konsistenz der Meinungen, die gemeinsam gleichsam ein Gebäude, ein sicheres Dach böten. Was bei Isokrates die Grenze von den miteinander streitenden Meinungen zur Wahrheit ist, ist bei Fleck analog und unter den Bedingungen der Einsicht in die soziale Bedingtheit von Meinungen die (einschränkende) historisch bedingte Gerichtetheit des Denkens eines Denkkollektivs, die nur bestimmte Erkenntnisse und nur bestimmte Interpretationen ermögli- che, andere aber ausschließe und insofern die Ebene der (wahren) Tatsachen oder umfassend wahren Erkenntnisse nicht erreiche. Der Rhetoriklehrer Isokrates versteht die Meinungsbasiertheit der Rhetorik als Gegenmodell gegen diejenigen, die die Suche nach hinreichend begründeter Erkenntnis ins Zentrum rücken und gegen den Meinungs-Agon polemisieren. Sie durchdringt die Reden in Material, Interpretation und Ordnung, sprachlicher Ausformulierung und Präsentation.

Wie das Wort ›Denkstil‹ schon sagt, geht es dabei um Rahmensetzungen, die das Denken einer Gruppe von Menschen formen: es begrenzen und fokussieren,

15 Vgl. Gyburg Uhlmann: »Poetik in der Antike«, in: Ralf Simon (Hg.): *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Poetik und Poetizität*, Berlin/Boston 2018, S. 61–85, hier S. 77–80.

16 Horatius Q. Flaccus: »De arte poetica«, in: *Horatius opera*, hg. von Friedrich Klingel, Berlin/Boston 2012, S. 294–311, hier S. 296 f., V. 46–72.

17 Zur Definition von »Stil als signifikante Form« vgl. Linke: »Stil und Kultur« (Anm. 11), S. 1134 f.; Torger Möller: »Kritische Anmerkungen zu den Begriffen Denkkollektiv, Denkstil und Denkverkehr – Probleme der heutigen Anschlussfähigkeit an Ludwik Fleck«, in: Bozena Choluj/Jan C. Joerden (Hg.): *Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion: Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis*, Frankfurt a. M. 2007, S. 397–413; Wolfgang Müller: »Epochenstil/Zeitstil«, in: Fix/Gardt/Knappe: *Rhetorik und Stilistik* (Anm. 11), S. 1271–1285; Burghard Weiss: »›Stil‹. Eine vereinheitlichende Kategorie in Kunst, Naturwissenschaft und Technik?«, in: Eberhard Knobloch (Hg.): *Wissenschaft, Technik, Kunst. Interpretationen, Strukturen, Wechselwirkungen*, Wiesbaden 1997, S. 147–164; ders.: »Stile wissenschaftlichen Denkens«, in: Fix/Gardt/Knappe: *Rhetorik und Stilistik* (Anm. 11), S. 1285–1299; Dirk Werle: »Stil, Denkstil und Stilisierung der Stile. Vorschläge zur Bestimmung und Verwendung eines Begriffs in der Wissenschaftsgeschichte der Geistes- und Kulturwissenschaften«, in: Lutz Danneberg/Ilka Höppner/Ralf Klausnitzer (Hg.): *Stil, Schule, Disziplin. Analyse und Erprobung von Konzepten wissenschaftsgeschichtlicher Rekonstruktion (I)*, Frankfurt a. M. u. a. 2005, S. 3–30.

18 Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, mit einer Einleitung von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, Frankfurt a. M. 1980, S. 130 f.

19 Vgl. Isokrates: *Isocrates opera omnia*, hg. von Basilius G. Mandilaras, München 2003: *Antidosis* 15, S. 265, 271, auch 184; *Gegen die Sophisten* 13, S. 17.

aber auch Gemeinschaft und gegenseitiges Verstehen im Ringen um die Erkenntnis möglich machen. Damit ist der Denkstil zunächst eine deskriptive Kategorie, die zugleich dazu einlädt, darüber nachzudenken, welche historisch bedingten Grenzen bei den eigenen Erkenntnispraktiken reflektiert und möglicherweise korrigiert werden können. Hat es insofern überhaupt etwas mit den Stildiskussionen und -konzepten zu tun, die bisher in diesem Beitrag skizziert wurden? Oder anders gesagt: Ist ein Denkstil ein Stil? Diese Frage, was die eigentliche Bedeutung und der eigentliche Anwendungsbereich von ›Stil‹ sei, wurde in der Forschung sehr oft gestellt. Sind alle Stilbegriffe jenseits des ästhetischen, Sprache oder künstlerische Formensprache beschreibenden nur metaphorisch, abgeleitet oder übertragen?²⁰

Ich stelle diese Frage zunächst anders: Warum eigentlich nennt Fleck dieses, wie er sagt, gerichtete Wahrnehmen Stil? Der Denkstil ist nach Fleck das Regelsystem, nach dem eine Gruppe von Wissenschaftlern sich austauscht und Erkenntnisse produziert. Fleck spricht auch von der Stimmung einer Denkgemeinschaft²¹ und davon, dass »das Erkennen kein individueller Prozeß eines theoretischen ‚Bewußtseins überhaupt« ist, sondern »Ergebnis sozialer Tätigkeit«, die im Austausch und Miteinander von Forschern entstehe.²² Es geht hier also um formale (und zugleich soziale und historisch tradierte) Prämissen der Kommunikation, die auf das Planen und Einrichten von Experimenten und direkt auch auf die Gewinnung von Erkenntnissen gerichtet ist. Weil Fleck weg möchte von der Idee einer unhistorischen Wahrheit und wissenschaftlichen Erkenntnis-sicherung, führt er die Denkstile als Beschreibung dessen ein, was kulturell und sozial bedingt, historisch vorausgesetzt usw. ist. Dass hier auch (aber nicht in erster Linie) sprachliche Qualitäten der Diskussion in der Gruppe mitgemeint sein müssten, wurde in der sprachwissenschaftlichen Forschung mehrfach betont.²³ Fleck sagt jedoch an keiner Stelle, dass die historische, kollektive, soziale Bedingtheit aller Erkenntnisse auf die Sprache zurückzuführen sei. Sofern aber die Regelmäßigkeit sowie die Gemeinschaft im Diskutieren und Erarbeiten eines

bestimmten Begriffs betont werden sollte, gewinnt hier auch die Sprache und ihre individuelle oder individualisierende Oberfläche eine Bedeutung.²⁴ Mit anderen Worten: Flecks Denkstil umfasst Aspekte der strategischen Kommunikation und der Kommunikationsregeln innerhalb einer Gruppe, ist also neben dem Fokus auf Bedeutung und Funktionsweise von Institutionen auch rhetoriktheoretisch untermauert. Der Hintergrund dafür ist, wie eben skizziert, der Rhetorikbegriff bei Isokrates, dessen Kenntnis man bei Ludwik Fleck, der das humanistische Gymnasium in Lemberg besuchte, voraussetzen kann. Wie tief dessen Ideen von Meinungsgemeinschaften, die sich vor allem in kommunikativen und persuasiven Praktiken äußern, Fleck direkt beeinflusst haben, lässt sich wegen des Fehlens direkter Verweise nicht bestimmen. Es bleibt aber eine Folie, vor der sich Denkstil und literarischer Stil jenseits bloßer metaphorischer Zusammenhänge als eng miteinander verbunden zeigen. Diese Meinungsgemeinschaften bestimmen das, was gesagt werden kann und was anschlussfähig ist, sie bestimmen aber auch – und das ist es, was Fleck besonders interessiert – die Grenzen dessen, was innerhalb dieser Diskussionsgemeinschaft gedacht und als Perspektiven erprobt werden kann.

Sofern Stil eine individuierende Praxis der Kommunikation ist und als solche den (nach dem Kriterium der Schönheit oder der Klarheit oder der argumentativen Stärke o. Ä. vorgehenden) Bewertungen durch andere Kommunikationsteilnehmer bzw. Rezipienten unterliegt,²⁵ kann diese Form der kollektiven impliziten Rahmensetzungen als die jeweilige Gruppe abgrenzendes und also individuierendes Kommunikationsmerkmal betrachtet werden und also auch als ein Stil. Und nicht nur das: Mit dem Denkstil bereitet Fleck den Weg für eine Stilbeschreibung oder -analyse, die die Beschäftigung mit dem Stil eines Textes davon entbindet, sich allein nach ästhetischen Merkmalen oder Oberflächenphänomenen des Textes zu richten. Diese Denkrichtung befreit die Stilanalyse damit zugleich von dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit oder mangelnden Überprüfbarkeit der Ergebnisse.

Gerade für die Beschäftigung mit dem Phänomen der Ellipse ist diese Ausweitung von der reinen Textoberfläche zu individuierenden Merkmalen eines Textes,

20 Vgl. Weiss: »Stile wissenschaftlichen Denkens« (Anm. 17), S. 1296.

21 Vgl. Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (Anm. 18), S. 130, 135.

22 Ebd., S. 54.

23 Vgl. Ulla Fix: *Denkstile und Sprache. Die Funktion von ‚Sinn-Sehen‘ und ‚Sinn-Bildern‘ für die ‚Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache‘*, Leipzig 2011.

24 Vgl. Jürgen Schiewe: *Sprachenwandel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch*, Tübingen 1996, S. 7 f.

25 Vgl. Johannes Andereg: »Stil und Stilbegriff in der neuen Literaturwissenschaft«, in: Gerhard Sticker (Hg.): *Stilfragen*, Berlin/New York 1995, S. 115–127.

die in seiner Argumentationsstruktur, in seinen Diskussionspraktiken und der Qualität der Begründungen bestehen, vielversprechend.

Der Begriff »Denkstil« selbst allerdings erscheint aufgrund seiner Festlegung eines Meinungssystems, in dem bestimmte Prämissen nicht infrage gestellt werden und das die Frage nach Wahrheit oder Verfehlung der Wahrheit nicht zulässt, als zu eng. Ein Stilbegriff, der neben der sprachlichen Oberfläche noch andere, Bedeutung und Argument berücksichtigende Faktoren integriert, muss nicht notwendig auf der Ebene pluraler Meinungen stehen bleiben und sich an diese Idee der Unabschließbarkeit des Erkenntnisprozesses binden.²⁶ Denn individuierend an einem Text müssen nicht partikuläre und in einem grundsätzlichen Sinn bloß subjektive Meinungen sein, die nie zu einer nachprüfbaren Erkenntnis führen. Es können auch Merkmale sein, die die Hinführung zu hinreichender Erkenntnis beschreiben, die also den Weg zur Wahrheit anzeigen sollen, ohne damit etwas darüber sagen zu müssen oder zu können, ob eine wahre Erkenntnis schließlich erreicht wird oder werden kann oder nicht. Denn damit etwas als Stil erkannt und beschrieben werden kann, müssen dessen Merkmale nur überhaupt individuell oder auch individuierend im Sinne von Individualität anzeigend oder aufspannend sein. Schon damit wird die Unterscheidbarkeit eines Textes oder einer Gruppe von Texten oder auch einer Gruppe von Akteuren – auf der Basis breiter Merkmalsammlungen (dieser Texte) – gewährleistet. Der Zusatz, dass es grundsätzlich nicht zu einem Konsens oder einer Vermittlung kommen kann, ist nicht notwendig.

Auch historisch ist ein Stilbegriff, der die Ebene subjektiver Meinungen absolut setzt, zu eng. Er würde bestimmte kommunikative Praktiken gar nicht miteinfassen. Das trifft zumindest auf eine große Zahl von Texten aus der klassischen griechischen Antike und auch auf Aristoteles und seine im Kontext seines Unterrichts im Lykeion entstandenen Schulschriften zu. Hier gibt es individuierende Merkmale von Texten, die perspektivisch und auch subjektiv sind, aber trotzdem nicht ausschließen (oder bisweilen sogar fordern), dass wahre Erkenntnis angestrebt oder möglich ist.

26 Vgl. die historischen Analysen und Schlussfolgerungen von Hans Ulrich Gumbrecht: »Schwindende Stabilität der Wirklichkeit. Eine Geschichte des Stilbegriffs«, in: ders./K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Stil*, Frankfurt a. M. 1986, S. 726–788, insb. S. 748, 765. Vgl. dazu Weiss: »Stile wissenschaftlichen Denkens« (Anm. 18), S. 1285–1289.

Was also bietet sich als Alternative oder als Konzept an, das Flecks Denkstil-Konzept weiterdenkt? Ich schlage das Konzept des Homologiestils vor. Gemeint ist damit ein Stil, bei dem der Text schritt- oder stufenweise mit den Lesern Homologien, also (stillschweigende und selten explizit thematisierte) Übereinstimmungen, erzielt. Homologie oder Homologieerzeugung ist ein dialektisches und kein genuin rhetorisches Konzept bzw. eine dialektische Praxis und unterscheidet sich darin vom ästhetisch geprägten Stilbegriff. Ob die Übereinstimmungen mit den Lesern vom Autor intendiert waren oder nicht, ist dabei für dieses Verfahren unerheblich. Die Übereinstimmungen betreffen die Handlungs- oder Argumentationsführung, die Wortwahl, die Form des Textes, die Orientierung an übergeordneten Kriterien oder der Verzicht darauf usw., im Falle einer fiktiven Geschichte z. B. auch die Charakterzeichnung der Protagonisten, die Wiederkehr von Handlungsmustern und für alle Texte: die Herstellung von Bezügen zu anderen, früheren Texten. Das Konzept des Fiktionalitätsvertrags erweist sich vor diesem Hintergrund als nur ein Beispiel für eine solche Praxis der Homologie. Diese hat zudem den Vorteil, dass sie darauf hinweist, dass die Zustimmung zur Fiktionalität und damit zur Aussetzung gewöhnlicher Wahrheits- und Plausibilitätskriterien nicht nur einmalig vor der Lektüre stattfinden kann, sondern permanent und bis zum Schluss durchgehend geleistet und aufrechterhalten und auch immer wieder neu ausgehandelt werden muss.

Die Praxis der Homologieerzeugung umfasst damit alle Ebenen eines Textes und verbindet diese zugleich miteinander: Dazu gehören Argument, Ordnung des Textes und der Kommunikationspraktiken in dem Text, sprachliche Merkmale, die Ausrichtung an oder auf die Wahrheit oder auch auf etwas, das als konsensfähig gilt und daher als Basis für diese Untersuchung gewählt werden kann, Rhythmus oder Kürze bzw. Länge, Charakterzeichnung, Intertextualität, sowie Erinnerung als eine Praxis im Umgang mit Texten. Denn es zeichnet Texte jeder Art jeweils individuierend aus, so meine These, dass sie auf der Basis eines bestimmten kulturellen und historischen Horizontes und eines bestimmten vorausgesetzten Wissensbestands und Erkenntnisniveaus mit ihren Rezipienten in ein Gespräch treten und mit ihnen Übereinkünfte über die Praktiken der Sinnerzeugung, der Valenz der Argumente, der Schönheit der Sprache und andere Aspekte anstreben, erzielen und

darauf aufbauen. So entsteht in dieser kommunikativen Praxis jeweils die Einheit des Textes, die die Rezipienten immer miteinschließt.

Der Homologiestil als Beschreibungskategorie von Texten umfasst alle diese Dimensionen und hebt die Interaktion zwischen Autor, Text und Rezipienten bei der Konstitution des Stils hervor. Mit diesem Konzept knüpfe ich an Modelle der *reader response theory* an. Stanley Fish betrachtet in seinen Studien das Verhältnis von Lücken im Text, den Leseerfahrungen der Rezipienten und die Lenkung des Lesers durch den Text von der Perspektive der Sozialgeschichte aus und entwickelt daraus das Konzept der *interpretive communities*, also der Interpretationsgemeinschaften, innerhalb derer die interpretativen Praktiken des Einzelnen nicht idiosynkratisch, sondern sozial konstruiert sind.²⁷ Die zwischen Autor, Text und Rezipienten entstehenden Homologien sind ebenso wenig idiosynkratisch, sie sind aber auch nicht lediglich sozial bedingt, sondern das Ergebnis eines gemeinsamen Erkenntnisprozesses und einer Arbeit am Stil, also an der spezifischen Signatur des einzelnen Textes, an der die Leser aufgrund ihrer jeweiligen Erfahrungen, Erkenntnispotentiale, Kenntnis anderer Texte und Konzepte sowie sonstigen kulturellen und historischen Bedingungen aktiv mitwirken.²⁸

Aber ist der Stil eines Textes nicht etwas untrennbar, unveränderbar und unveräußerlich mit ihm Verbundenes? Zerfällt mit dem Konzept des Homologiestils nicht gerade das, was für den Stil eines Textes zentral ist: nämlich dass er für die Wiedererkennbarkeit eines einzelnen Textes oder des Werks eines Autors oder der Texte einer Gattung oder Epoche steht? Ist eine historische Verflüssigung des Stils (eines Textes) durch die Rezipienten nicht ein Widerspruch in sich für einen Stilbegriff?

Dazu muss man sagen, dass auch in traditionellen Stilbegriffen Stil nicht als absolut unwandelbar und unbeeindruckt von den Rezipienten und deren Seh- und Leseerfahrungen und -erfahrungen gedacht wird. Der Stil Ovids in den Metamorphosen wurde bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein weitest-

gehend humorfrei gelesen,²⁹ während zu Beginn der 1960er Jahre der Weg freigemacht wurde zu einer neuen Auffassung vom typisch ovidischen Stil, der nun ganz unter der Leitidee des Witzes bestimmt und beschrieben wurde. Einmal entdeckt lugt Ovids *wit* um jede Versecke und wirkt wie ein Strukturelement. Ovids Stil hat sich in diesem Sinn seit der frühen Kaiserzeit in Rom immer wieder verändert, hat neue Nuancen dazugewonnen und andere verloren. Ähnliches gilt für die prägnante Kompaktheit und das Iterative in Caesars *Bellum Gallicum*. Als zentrales Merkmal können die spröde Schlichtheit des Textes und seine Wiederholungen als Klarheit verehrt oder als antiseptisch bzw. wegen der Gleichförmigkeit verdrießlich abgelehnt und damit eben auch anders beschrieben werden. Unsere Wahrnehmung eines Textes verändert sich mit Erfahrungshorizonten, anderen Leseerfahrungen, mit sich wandelnder Sprachgewohnheit, dem Aus-der-Mode-Kommen der bekannten und nun veralteten Wörter auf der einen und den neu geborenen, noch unvertrauten und unverbrauchten Wörtern auf der anderen Seite.³⁰

Im Konzept des Homologiestils findet dieses Sich-Einschreiben des Lesers in den Text und seinen Stil lediglich auf tieferen und mehreren Ebenen statt, es bringt den Text in seiner spezifischen Stilgestalt aber keineswegs mehr in Bewegung als bei einem klassischen Stilbegriff. Denn weil der Text mit den Rezipienten schritt- oder stufenweise Homologien, also Übereinstimmungen, erzielt, ist der Spielraum der Rezipienten, den Homologiestil des Textes markant zu verändern, durch die Engmaschigkeit der Beziehung beschränkt. Wenn ein Rezipient z. B. einem Argument nicht zustimmen oder eine Handlungsfolge nicht nachvollziehen kann, weil er die Voraussetzungen nicht teilt, dann kann er entweder innehalten (oder abbrechen) oder so verfahren, als teilte er diese Voraussetzungen, mit der Absicht, die fehlenden Informationen später beizubringen bzw. sich zu verschaffen. Mit anderen Worten: Texte können im Dialog mit den Lesern diese immer wieder in die Leseerfahrung hineinholen und mitnehmen. Struktur und Wiederholungspraktiken von Texten, die auf die Rezipienten ausgerichtet sind, sich nach

27 Vgl. Stanley E. Fish: *Surprised by sin: The reader in Paradise Lost*, London 1967; ders.: »Literature in the Reader: Affective Stylistics«, in: *New Literary History* 2.1 (1970), S. 123–162.

28 Das ist anders als bei anderen Stilbegriffen; vgl. Bernd Spillner (1996/2005): »Stilistik«, in: Heinz L. Arnold/Heinrich Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, München 1999, S. 234–256, hier S. 245.

29 Vgl. Walter Marg: Rez. zu H. Fränkel: *Ovid*, in: *Gnomon* 21 (1949), S. 44–57; aber: Ernst Doblhofer: »Ovidius urbanus. Eine Studie zum Humor in Ovids Metamorphosen«, in: *Philologus* 104 (1960), S. 63–91.

30 Von Hans Robert Jauss werden diese Aspekte in ähnlicher Weise durch die Untersuchung des Erwartungshorizontes der Leser untersucht, durch die sich der Text in jedem Leseakt verändere; vgl. z. B. Hans Robert Jauss: *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt a. M. 1970.

ihnen ganz grundsätzlich richten, bedeuten für den Homologiestil eines Textes eine gewisse, aber eben strukturierte und mit sich identisch bleibende Flexibilität und Variabilität. Homologiestil also ist ein Konzept, das alle Texte je individuell und auf verschiedenen Ebenen charakterisieren kann, sofern Texte immer mit ihren Rezipienten in den Dialog treten.

Besonders gut lässt sich dies in den Platonischen Dialogen verfolgen, in denen die Homologierzeugung selbst thematisiert wird und als Strukturelement und Zielpunkt des Gesprächs explizit eine zentrale Rolle spielt – und daher auch in ihren Erfolgen (und bisweilen: Misserfolgen) sichtbar wird. Man kann an den Platonischen Dialogen in einer Art *mise en abyme* betrachten, wie sich Homologie in der Interaktion von Text und Rezipient vollzieht. Bei Aristoteles fehlen diese klaren Marker von Homologien und Reflexionen darauf, wann und wie eine Homologie stattfindet oder stattfinden sollte. Weil keine Dialogpartner die Antworten übernehmen und auch sonst ein solches Miteinander nicht explizit gemacht werden kann, muss Aristoteles andere Instrumente einsetzen, um seine Leser auf dem von ihm vorgeplanten Weg der Begründung ihrer Erkenntnisse und Meinungen zu führen. Zu solchen Strategien gehören die Gliederung eines Argumentationszusammenhangs in Einzelfragen oder die vielen internen Verweise auf andere Pragmatien mit dem Ziel, dass der Leser Verpasstes nachholen kann, oder auch die Zusammenfassung eines Abschnitts oder Kapitels.³¹

Platons Dialoge zeigen und machen klar, dass nur dadurch, dass Fragender und Antwortender in etwas übereinstimmen, in und durch das Gespräch ein selbstständiger Erkenntnisgewinn erzielt und Wissen generiert werden kann. Insofern fordert das Konzept des Homologiestils mehr als das Konzept des Denkstils, das Rahmensetzungen, denen die Mitglieder eines Kollektivs folgen, bezeichnet. Es fordert eine aktive Teilnahme der Partner. Der Homologiestil involviert die Rezipienten also in die Konstitution dieses Stils. Der Rezipient stimmt dem individualisierenden Stil des Textes zu, indem er diesem auf den unterschiedlichen Ebenen folgt.

Dieses Konzept eines Homologiestils eröffnet neue Möglichkeiten nicht nur für die Interpretation Platonischer Dialoge, sondern auch von Aristotelischen

Schulschriften und den Ellipsen bzw. Häufungen elliptischer Ausdrucksweisen, wie wir sie in diesen Pragmatien finden. Bei Quintilian werden Ellipsen wie gesehen als rein sprachliche Phänomene betrachtet. Es hatte sich schon bei der Reflexion auf die unterschiedlichen Bewertungen von Ellipsen bei Quintilian gezeigt, dass diese Begrenzung künstlich ist. Mittels des Homologiestils lassen sich diese Phänomene allgemein und mit Blick auf die Aristotelischen Pragmatien besser fassen.

Ich beginne mit der allgemeinen Dimension: Ellipsen als Element eines bestimmten Homologiestils. Ellipsen wirken in der Interaktion von Text und Rezipient. Ein Text, der Ellipsen enthält, setzt voraus, dass die Rezipienten dazu in der Lage sind oder sein können, die Verkürzungen und Auslassungen selbständig zu ergänzen und dadurch neue eigene Erkenntnisse zu generieren. In diesem Sinn lassen sich z. B. Enthymeme, also die Formen von Syllogismen, die Aristoteles für die Rhetorik für geeignet hält,³² als Ellipsen fassen. Enthymeme sind neben den Beispielen die zweite Form derjenigen Überzeugungsmittel des Redners, die aus der Sache, um die es geht, entwickelt werden können. Ebenso wie die Beispiele³³ sind sie eine formal nicht vollständige Form der Argumentation, eben eine solche, wie sie nach Aristoteles der öffentlichen Rede angemessen ist. Enthymeme sind Schlüsse, die zumeist aus nicht notwendigen und nicht allgemein gültigen Prämissen gebildet werden, sondern aus etwas, das den Status von etwas Wahrscheinlichem hat und bei den Zuhörern Plausibilität erzeugen kann. Das ist dann der Fall, wenn die Schlussfolgerung, die das Argument plausibel macht, vorher schon einmal gezogen wurde und jetzt also den Zuhörern bekannt ist, wenn die Prämissen ohnehin Allgemeingut sind und allgemein akzeptiert werden oder wenn die Zuhörer ihnen zuvor schon ihre Zustimmung gegeben haben – *ex homologoumenon* (aus dem Übereingestimmten). In allen diesen Fällen und wegen dieser vom Redner zu suchenden Konstellationen ist es ausreichend, wenn er nicht formal ausgeführte und gegenüber dem wissenschaftlichen Syllogismus verkürzte Schlüsse verwendet. Denn die Zuhörer können diese Verkürzungen ja selbständig ergänzen und müssen daher nicht mit langatmigen Schlussfolgerungen gelangweilt werden.³⁴ Man

31 Ralf Lengen hat viele formale Merkmale der Aristotelischen Pragmatien strukturiert zusammengetragen; vgl. Ralf Lengen: *Form und Funktion der aristotelischen Pragmatie: die Kommunikation mit dem Rezipienten*, Stuttgart 2002.

32 Aristotelis: *Ars Rhetorica* (Anm. 10), S. 1356b5.

33 Aristoteles nennt Beispiele für »Rhetorische Induktion« in Aristotelis: *Ars Rhetorica* (Anm. 10), S. 1356b5 f.

34 Ebd., S. 1357a16–18: »das Enthymem aber ist ein Syllogismus, und zwar einer, der aus wenigen und oftmals weniger [Prämissen] als aus denen der erste Syllogismus [besteht]«.

könnte also sagen: Es wirkt eine unausgesprochene Homologie zwischen Text und Rezipient, mit deren Hilfe das Argument zusammengesetzt wird. Die Homologie erstreckt sich bei dem Enthymem als Ellipse damit auch auf ein gemeinsames Streben nach Kürze sowie nach der Eigenständigkeit des Rezipienten beim Erkennen.

Für die Aristotelischen Pragmatien, die im Umfeld des Unterrichts des Aristoteles entstanden sind, ist die Perspektive des Homologiestils als Erklärungsrahmen für elliptische Formulierungen und Argumente besonders wertvoll. Damit lassen sich die Ellipsen als aus dem Unterricht heraus zu denkendes didaktisches Mittel auffassen, das die Unterrichtssituation ernst nimmt und z. B. mit der mündlichen Wiederholung einer bestimmten schriftlich behandelten Sachfrage rechnet oder auch den Schülern Gelegenheit dazu gibt, naheliegende Schlüsse in der Lektüre der Schriften selbst oder in Erinnerung an den mündlichen Unterricht zu vollenden. Dabei ist es wichtig zu betonen, wie unterschiedlich der (Homologie-)Stil der einzelnen Pragmatien, ihre jeweilige Art der Anrede an die Rezipienten und auch der Auswahl der Arten und Niveaus von Argumenten sind. Nicht nur für jede Pragmatie, auch für einzelne Textabschnitte mancher Pragmatien müssen daher gesonderte Analysen und Beschreibungen ihres die Leser einbeziehenden Stils in Angriff genommen werden. Ich greife ein Beispiel aus dem Unterricht über die *Metaphysik* heraus, das zugleich zeigt, dass die vom Rezipienten geforderte Ergänzung und Vervollständigung gerade für den heutigen Leser, der nicht den mündlichen Unterricht als Wiederholungsraum zur Verfügung hat, keine leichte Übung ist.

V. METAPHYSIK Z 4 UND DER HOMOLOGIESTIL³⁵

Das Buch *Z* der *Metaphysik* hat antiken wie modernen Interpreten viele Rätsel aufgegeben. Mit seinen verschiedenen Kapiteln scheint es ebenso unzusammenhängend und in seiner Struktur schwer zu verstehen zu sein wie viele seiner Argumente und Sätze im Einzelnen. Viele der Aussagen scheinen nämlich

unvollständig oder elliptisch und ohne weitere Zusätze nicht verständlich zu sein. Mittels des Konzepts des Homologiestils lässt sich eine Perspektive auf den Text entwerfen, die die Lücken und Ellipsen als Spiegel der Fragen und Antworten von Schülern und der Lehre im mündlichen Unterricht in einer Textversion versteht, die die Leser in den Erkenntnisprozess aktiv involviert. Weil die Interessen und die zuvor erlernten Methoden und Sacherkenntnisse der Schüler in Aristoteles' Argumentation eingeflossen sind, stellt sich das Buch *Z* nicht als ein einheitlich fortschreitender argumentativer Zusammenhang zur Frage, was das ›Was-es-ist-(dieses Etwas)-zu-sein‹ (*ti ên einai*) ist, dar, sondern als ein Argumentationsraum, in dem verschiedene Zugänge zu ein und derselben Frage ausprobiert werden, um dadurch möglichst viele Aspekte der zu erkennenden Sache sammeln und zusammendenken zu können.³⁶

Um die Argumente und Begriffe verstehen und einordnen zu können, benötigen die Leser die Kenntnis der *Analytiken*, teilweise auch der *Topik* und der *Physik*. Aristoteles kann die Lektüren oder entsprechenden Kurse für die Leser seiner *Metaphysik* vorausgesetzt oder auch im Unterricht die Verweise und Voraussetzungen hinzugebracht haben (oder beides). Das ist kein Prozess, der zielstrebig in eine Richtung verläuft, vielmehr ist es wahrscheinlich, dass der Text Annäherungen an diese Zusammenhänge in immer wieder neuen Ansätzen sucht. Folgt man diesem Dialog zwischen Aristoteles und seinem Schulpublikum, dann geht es immer um die eigentlichen philosophischen Fragestellungen von *Metaphysik Z*: Was ist Aristoteles' Hauptziel? Was sind Substanzen (*ousiai*)? Gibt es so etwas wie eine individuelle Substanz (*ousia*)?

*

35 Ich greife hier eine Interpretation auf, die ich in dem Aufsatz Gyburg Uhlmann: ›Aristotle's Arguments and his audiences in *Metaphysics Z 4* – Preliminary Studies on Audience-Driven Dynamics in Aristotle‹, in: *Working Paper des SFB 980 Episteme in Bewegung* 9 (2017) vorgestellt habe. Der Text diene mir teilweise als Grundlage. Hier baue ich auf der Methode der Berücksichtigung der Rolle der Rezipienten im Schulkontext auf und analysiere damit die Produktivität der Beschreibungskategorie Homologiestil.

36 Damit schlage ich eine Alternative zu Burnyeats Theorie der zwei verschiedenen Argumentationsniveaus vor: Myles Burnyeat: *A Map of Metaphysics Zeta*, Pittsburgh 2001, insb. S. 87 ff. (zu *Z 4–6*).

Z 4 – BEISPIEL FÜR DEN HOMOLOGIESTIL UND DIE INTERPRETATION ELLIPTISCHER ELEMENTE

Das Kapitel Z 4 der *Metaphysik* stellt die folgende Frage: Wie können wir, wenn wir von den wahrnehmbaren Substanzen ausgehen (*ousiai*),³⁷ verstehen, was etwas ist, von dem wir sagen, es sei ›von sich selbst her‹ (*kath'auto*). Aristoteles nennt diese Methode ›logisch‹ (*logikôs*) und benutzt die begrifflichen Instrumente aus der *Kategorienschrift*. Unter der logischen Methode versteht Aristoteles hier, dass er von Prädikationen handelt. Subjekt/*substratum* ist das, von dem etwas anderes ausgesagt wird. In unserem Kapitel Z 4 spricht er über das, was von einem Zugrundeliegenden von diesem selbst her ausgesagt wird (*kath'auto*), weil das der Name (*onoma*) ist, der das *ti ên einai*, das ›Was-es-ist-(etwas Bestimmtes)-zu-sein‹, bestimmt.

Der spätantike, unter dem Namen des antiken Kommentators Alexander von Aphrodisias überlieferte Kommentar zur *Metaphysik* bemerkt zu dieser Passage am Anfang von Z 4, dass es hier einen Mangel an Deutlichkeit/deutlicher Erkennbarkeit gibt (*saphêneia*).³⁸ Er identifiziert diesen Mangel mit der kondensierten Kürze des sprachlichen Ausdrucks, wodurch es zu einer Konfusion von Prädikations-ebene und ontologischer Ebene (*hyparxis*) komme. Aristoteles definiert das *ti ên einai*, indem er sagt, dass es das sei, was von einer jeden Sache in Bezug auf sich selbst gesagt werde (*per se, kath'auto*). Später in dem Kapitel aber sagt er ausdrücklich, dass, wenn man etwas definiert, der Logos³⁹ das ›Was-es-ist-(etwas-Bestimmtes)-zu-sein‹ (*ti ên einai*)

bezeichnet. Nicht das ›Was-es-ist-(etwas-Bestimmtes)-zu-sein‹ (*ti ên einai*) wird von etwas ausgesagt, sondern ein Wort oder eine Rede, die das *ti ên einai* bezeichnen. Das Wort ›Mann‹ bezeichnet z. B. das *ti ên einai* von Sokrates, weil es von Sokrates ›von ihm selbst her‹ (*kath'auto*) ausgesagt wird. Es geht hier also um Aussagen über Prädikationsverhältnisse und zugleich über ontologische Aussagen. Beide scheint Aristoteles hier zu vermischen.

Diese Ungenauigkeit oder dieser Mangel an Konsequenz bei der Unterscheidung der ontologischen von der Prädikations-ebene ist jedoch nicht willkürlich. Sie hat ein *fundamentum in re*. Sie findet eine Begründung in Aristoteles' Auffassung von Wissenschaft, die die Rezipienten aus anderen Vorlesungen oder Pragmatien des Aristoteles erschließen und nachvollziehen können. Denn die Aristotelische Prädikations- theorie hängt von ontologischen Unterscheidungen ab. Ob etwas von etwas ausgesagt werden kann (als ein logisches Prädikat), hängt davon ab, ob es zu diesem Etwas als Seinseigenschaft hinzugehört, d. h. davon, ob es ein ontologisches Prädikat ist. Jonathan Lear hat in diesem Sinn betont, dass Aristoteles' Methode des beweisenden Syllogismus impliziert, dass nur solche Prädikationen, die die metaphysische Struktur eines Dinges offenlegen (d. h. das ontologische Verhältnis von Subjekt und Prädikat der Proposition), als richtige Prädikationen im eigentlichen Sinn des Wortes gelten und als Prämissen des wissenschaftlichen Beweises verwendet werden können.⁴⁰ Es unterscheidet das Erkenntnisziel in *Metaphysik Z* von dem der *Kategorienschrift*, dass Aristoteles hier nicht nur beschreiben will, wie wir über etwas sprechen und wie wir Dinge sprachlich adressieren, sondern er will auch analysieren, welche Art der Prädikation den Eigenschaften, die von den sprachlichen Ausdrücken bezeichnet werden, adäquat ist und welche nicht.

37 Ich folge in meiner Lektüre von Z 4 der Textrekonstruktion von Bonitz, Jaeger und Ross, die S. 1029b1 f. hinter S. 1029b3–12 stellen, wo Aristoteles die didaktische Anordnung der Punkte, die er diskutieren will, erklärt: Dabei beginnt er mit den sinnlich wahrnehmbaren Einzeldingen und betrachtet dann die nicht wahrnehmbaren Substanzen; vgl. Michael Frede/Günther Patzig: *Aristoteles »Metaphysik Z«: Text, Übersetzung und Kommentar*, Bd. 2, München 1988, S. 54 und den Verweis auf die nicht wahrnehmbaren Substanzen in Z 16 und 17 (insb. S. 1041a7–9) und Z 11, S. 1037a13–17. Vgl. auch Joseph Owens: *The Doctrine of Being in the Aristotelian Metaphysics: A Study in the Greek Background of Mediaeval Thought*, Toronto 1951, S. 347–348, zum Skopos von *Metaphysik Z*, das »sensible entities as the means of arriving at a higher and absolutely more knowable type« untersuche (ebd., S. 348).

38 Alexander Aphrodisiensis: *Alexandri Aphrodisiensis in Aristotelis Metaphysica Commentaria*, in: *Aristoteles: Commentaria in Aristotelem Graeca*, Bd. 1.1, hg. von Michael Hayduck, Berlin 1891 (*Ps.-Alex. Aphr. in Metaph.* 467, 10–27 [resp. –19]).

39 Frede/Patzig: *Aristoteles »Metaphysik Z«* (Anm. 37), Bd. 1, S. 20.

40 Jonathan Lear: *Aristotle and Logical Theory*, Cambridge 1980, S. 31. Antonio Mesquita verweist in seiner Diskussion von Lukasiewicz auf diese Stellen und betont die Richtigkeit von Aristoteles' Formulierung, wenn er über die Eigenschaften oder Begriffe spricht, die von etwas ausgesagt wurden; vgl. António Pedro Mesquita: »Types of Predication in Aristotle (Posterior Analytics I 22)«, in: *Journal of Ancient Philosophy* 6.2 (2012), S. 1–27, hier S. 21. Er beachtet allerdings dabei nicht die Tatsache, dass Aristoteles bisweilen ganz genau spricht, während er an anderer Stelle ungenauer und weniger präzise spricht. Zur Bedeutung der Unterscheidung zwischen ontologisch, prädikationslogisch und linguistisch vgl. Michael J. Loux: *Primary »Ousia«: An Essay on Aristotle's Metaphysics Z and H*, Ithaca, N.Y./London 1991, S. 78; der für ein linguistisches Verständnis von S. 1029b13 (*logikôs*) argumentiert.

Wenn wir also fragen, welche Argumentationen in *Z 4* durch den Ausdruck ›logisch‹ (*logikôs*)⁴¹ charakterisiert werden und bis zu welcher Stelle Aristoteles rein logisch argumentiert – ohne Blick auf ontologische Verhältnisse –, dann gibt es darauf nicht nur eine Antwort. Man muss unterschiedliche Wege zur Beantwortung dieser Frage beschreiten⁴² und dabei im Blick behalten, dass keiner dieser Wege allein gültig bleiben wird. Vielmehr ist es so, dass Aristoteles es genauso macht wie angekündigt: Er beginnt mit dem, was leichter zu verstehen ist,⁴³ und das ist die Ebene der Prädikation, also die Art, wie wir über die Dinge sprechen und ihnen Eigenschaften zuordnen.⁴⁴

Dabei gilt für alle diese Betrachtungen und Überlegungen, dass ihr Ziel ist, zu verstehen, was Einzel Dinge von sich selbst her und für sich selbst sind. Was bedeutet es, Sokrates zu sein? Was bedeutet es, ein Mensch zu sein? Was bedeutet es, ein weißer Mensch zu sein (alles Schulbeispiele bei Aristoteles)? Diese Fragen können nicht allein durch Diskussionen über die Art der Prädikation beantwortet werden, sondern durch eine Betrachtung, welche Eigenschaften die Prädikationen bezeichnen, und durch Definitionen von Begriffen, die Erkenntnisgegenstände bezeichnen. Aristoteles hört also am Ende von *Z 4* und in den darauf folgenden Kapiteln *Z 5*, *6* und bis zum Ende von Buch *Z* (und sogar in *Z 17*)⁴⁵ und auch noch

in den Büchern *H* und *Θ* nicht mit logischen Untersuchungen auf (und hatte bereits in *Z 1* damit begonnen),⁴⁶ sondern fängt immer dann von Neuem an und führt wieder logische und Prädikations-Argumente⁴⁷ ein, wenn dies von der aktuellen Frage her (oder auch wegen einer Nachfrage im mündlichen Unterricht) erforderlich ist. Der Grund ergibt sich jeweils aus dem Einzelfall und wird genauso wenig eigens thematisiert, wie jeder neue Anfang oder jede Wiederholung eines Arguments reflektiert wird. Die Argumente und Argumentationsniveaus unterscheiden sich graduell und folglich gibt es ähnlichere und einander näherstehende und fernerstehende Argumentationslinien. Und selbst die größeren Brüche und Neuanfänge in der Argumentation wie z. B. in *Z 17*⁴⁸ knüpfen noch an Ergebnisse oder Methoden des Vorangegangenen an (›Was und von welcher Art wir sagen müssen, dass die Substanz sei, wollen wir sagen, indem wir von neuem beginnen.«)⁴⁹ oder verweisen auf andere Pragmatien. Doch jeder einzelne Ansatz bringt etwas Spezifisches hinzu und ist darüber mit allen anderen Zugriffen auf die Sache verknüpft.⁵⁰

Daher muss man den Argumenten sehr kleinteilig Schritt für Schritt folgen und dabei alle anderen verwandten Textstellen aus derselben und anderen Pragmatien hinzudenken, um den Prozess der Homologieerzeugung und damit die Etablierung eines Homologiestils verfolgen zu können. Ein solches konkretes Beispiel möchte ich zur Erklärung dessen vorstellen, was mit ›Homologiestil‹ gemeint ist und wie er für die Beschreibung der Individualität eines bestimmten Textes verwendet werden kann.

In *Z 4*, S. 1029b14–18 verwendet Aristoteles ›gebildet‹ (*mousikos*) als Beispiel für eine akzidentelle Prädikation (*kata symbebekos*). Dieses Beispiel findet sich auch in den logischen Schriften, an anderen Stellen

41 *Z 4*, S. 1029b13. Burnyeat: *A Map of Metaphysics Zeta* (Anm. 36), S. 19–24 verweist auf *Simp. in Ph.*, der drei verschiedene Bedeutungen von *logikôs* anführt; vgl. Aristoteles: *Simplicii in Aristotelis physicorum libros quattuor priores commentaria*, in: ders.: *Commentaria in Aristotelem Graeca*, Bd. 9, hg. von Hermann Diels, Berlin 1882, 440,19–441,2.

42 Burnyeat: *A Map of Metaphysics Zeta* (Anm. 36) argumentiert, dass *Z 4–6* (und weitere Teile von *Z*) insgesamt logisch argumentieren, während dies für Michael Woods nur auf *Z 4*, S. 102913–22 zutrifft. Michael Peramatzis: ›Aristotle's ›Logical‹ Level of Metaphysical Investigation‹, in: Börje Bydén/Christina Thomsen (Hg.): *The Aristotelian Tradition: Aristotle's Works on Logic and Metaphysics and Their Reception in the Middle Ages*, Toronto 2017, fasst die Forschung dazu zusammen und präsentiert seine eigenen Beobachtungen zum Verhältnis von ontologischem und logischem Zugriff in *Metaphysik Z 4* (an verschiedenen Stellen).

43 *Z 4*, S. 1029b3–12.

44 Zum Verhältnis von Ontologie und Logik vgl. den von Heidegger inspirierten Ansatz bei Pierre Aubenque: *Le problème de l' être chez Aristote. Essai sur la problématique aristotélicienne*, Paris 1962, S. 133.

45 Peramatzis: ›Aristotle's ›Logical‹ Level of Metaphysical Investigation‹ (Anm. 41), S. 28 u. ö. betont, dass die Argumentation über Kausalität und die Form-Materie-Unterscheidung auf den logischen Schriften gründet und darauf aufbaut.

46 William D. Ross: *Aristotle's Metaphysics*, Bd. 2, Oxford 1924, S. 166, 168 argumentiert, dass Aristoteles seine logischen Betrachtungen in 1030a27 beendet.

47 Peramatzis: ›Aristotle's ›Logical‹ Level of Metaphysical Investigation‹ (Anm. 41), S. 8 f. u. ö.

48 Zur Verflechtung zwischen *Z 17* und den *Zweiten Analytiken* vgl. Frank A. Lewis: *How Aristotle gets by in Metaphysics Zeta*, Oxford 2013.

49 *Z 17*, S. 1041a6 f. Frede/Patzig: *Aristoteles »Metaphysik Z«* (Anm. 37), Bd. 2, S. 308 weisen auf die vielfältigen Verbindungen des Kapitels mit den vorangegangenen.

50 Dadurch ergänzt dieser Beitrag die Interpretation von Burnyeat und liefert eine Erklärung für die Nichtlinearität und die Verbundenheit der verschiedenen Ebenen und Zugriffe auf die Sachfrage, indem die philosophischen Argumentationen in den Schuldiskussionen verortet werden und der aktive Anteil der Zuhörer berücksichtigt wird.

der *Metaphysik* und in der *Physik*.⁵¹ In Z 4 setzt Aristoteles diese Verwendung fort und setzt sie bei den Lesern als bekannt voraus, d. h., er setzt voraus, dass ›gebildet‹ ein Prädikat ist, das nicht ›von sich selbst her‹ (*kath'auto*) ausgesagt wird. »Denn, du zu sein ist nicht dasselbe wie gebildet zu sein, weil du nicht gebildet bist, insofern du du bist.«⁵² Aristoteles muss das nicht näher begründen oder erklären, sondern kann es als Prämisse voraussetzen und eine Lücke in der Argumentation lassen.⁵³ Auch in der *Physik*⁵⁴ werden diese Unterscheidung und ›gebildet‹ als Schulbeispiel für akzidentelle Prädikation nicht erst eingeführt, sondern bereits vorausgesetzt. Analoges gilt für eine Stelle in *De interpretatione*.⁵⁵ Auch hier ist ›gebildet‹ ein bereits bekanntes Beispiel, das nicht näher und vollständig eingeführt und erklärt wird.⁵⁶ Alle diese Texte sind nicht der Ort, an dem die Unterscheidung zwischen substantieller und akzidenteller Prädikation eingeführt wird. Stattdessen finden die Erklärungen in den logischen Schriften und insbesondere den *Analytiken* und den *Sophistici Elenchi* (SE) statt:

Auf die gleiche Weise aber verhält es sich in dem Fall des Koriskos und des gebildeten (*mousikos*) Koriskos. Sind sie dieselben oder verschieden? Denn der eine bezeichnet ein Individuum (*tode ti*), der andere ein so beschaffenes (*toiosde tis*), so dass man es nicht für sich isoliert betrachten kann. Allerdings ist es nicht das Für-sich-Betrachten, das [das Argument vom] dritten Menschen hervorruft, sondern das Zugeständnis, dass dieses [Wiebeschaffene] ein Einzelding ist.⁵⁷

Wenn Aristoteles in Z 4 also dieses Beispiel vorträgt, dann wendet er sich dabei an eine Leserschaft, die mit der Prädikationstheorie und Syllogistik, wie sie im *Organon*, und dort in den *Analytiken* und hier besonders in *Analytica posteriora* (APo.) I, 22, präsentiert wird, vertraut ist.⁵⁸ In APo. I, 22 führt Aristoteles die Basisunterscheidungen ein, die notwendig sind für die Analyse von Prädikationsweisen und die über die Beschreibung der Sprachpraxis in der *Kategorien-schrift* hinausgehen. Er definiert hier substantielle und akzidentelle Prädikation⁵⁹ und verwendet dafür das Beispiel ›weiß‹ und ›Mensch‹, um akzidentelle Prädikation zu erklären.

Dabei ist es interessant, dass Aristoteles in diesem Zusammenhang extra darauf hinweist, dass Platons Ideenlehre für diesen Sachverhalt nicht relevant ist und keinen Beitrag zur Erklärung leistet.⁶⁰

Die Ideen können wir hier außenvorlassen (*chaireto*). Sie sind nur leere Namen, und selbst wenn sie existieren, können sie unser Argument nicht stören, weil Beweise es nur mit Substanzen zu tun haben.⁶¹

Aristoteles verweist auf Platons Ideenlehre. Warum tut er das? Und warum tut er es so schroff (*chaireto*)⁶²? Nichts in dem vorangegangenen Argument hat diesen Verweis auf die Ideen von etwas, das an einem Einzelding als Akzidenz vorkommt und also von einer ersten Substanz ausgesagt wird, notwendig gemacht. Wenn man jedoch bedenkt, dass Aristoteles Zuhörer oder Leser vor sich hat oder sich vorstellt, die mit Platons Lehre und deren Grundfrage vertraut sind, dann liegt der Verweis auf Ideen von etwas, das als Akzidenz an etwas anderem Bestand hat, nahe. Diese Grundfrage Platons ist ›Was ist etwas selbst für sich selbst und von sich selbst her?‹ oder ›Wann kann man etwas selbst für sich selbst erkennen?‹ Diese Frage kann man natürlich in Bezug auf alles, was ausgesagt wird, stellen. Auch ›weiß‹ oder ›gebildet‹ sind etwas: etwas, das man meinen, auf das man sich beziehen und von anderem unterscheiden kann. Daher liegt die Frage nahe, wie Aristoteles denn mit solchen Unterschieden, die für sich selbst nicht existieren, die aber gedacht (= denkend unterschieden) werden können, umgeht. Eine solche Frage könnte auch von einem platonisch gebildeten Publikum, einem Schüler im Un-

51 *De interpretatione* (de int.) 21a11; *Metaph.* 1007b4 f.; b14–15; 1015b16–22 und insb. 29–34; 1017a6–22; 1018b34 f.; *Analytica posteriora* (APo.) 73b4 f.; *Mechanica* (mech.) 856a34 f.; *Physica* (Ph.) 189b34–191a3; in anderer Bedeutung verwendet in: *De generatione et corruptione* (GC) 334a10–12 usw.

52 Aristotelis: *Metaphysica*, hg. von Werner Jaeger, Oxford 1967, S. 1029b15 f.: »οὐ γὰρ ἔστι τὸ σοὶ εἶναι τὸ μουσικῶ εἶναι· οὐ γὰρ κατὰ σαυτὸν εἶ μουσικός.«

53 Zu Aristoteles' Verwendung von Schulbeispielen vgl. Gyburg Uhlmann: »School Examples and Curricular Entanglements in Aristotle's *Metaphysics*, other *Pragmatai*, and Plato's *Theaetetus*: The Case of the Snub Nose«, in: *Working Papers des SFB 980 Episteme in Bewegung* 10 (2017).

54 Vgl. Ph. I, 7, 190a7–12 und 17.

55 Vgl. de int. 21a8–10

56 Vgl. SE 176a1; 175b18–27; 179a1; 181a10–12.

57 SE 178b39–179a5.

58 Vgl. Burnyeat: *A Map of Metaphysics Zeta* (Anm. 36), S. 24 f., 87–115.

59 Vgl. APo. I, 22, 83a25–33.

60 Vgl. APo. I, 22, 83a31–34.

61 APo. I, 22, 83a32–35.

62 Vgl. APo. I, 22, 83a34.

terricht kommen: Was ist mit der Idee des Schönen? Oder der Idee des Gebildeten (*mousikos*)? Aristoteles hat diese Fragerichtung sogar in gewisser Weise selbst provoziert, weil er in Buch Z nach den ontologischen Gründen für bestimmte Prädikationspraktiken fragt: Was ist der Berechtigungsgrund dafür, dass Einzeldinge – die ersten Substanzen der *Kategorien* – eine solche Sonderstellung und Priorität zugesprochen bekommen, fragt Aristoteles. Er beantwortet die Frage nicht mit Verweis auf die physische Existenz (und also die Materie, das *hypokeimenon*: Z 3), sondern mit Bezug auf das ›Was-es-ist-dieses-bestimmte-Etwas-zu sein‹ oder auch das *eidos*, die Formbestimmtheit von Substanzen.

Die Frage, warum Aristoteles hier so schroff auf Platon verweist, ist diffizil, betrifft sie doch den nicht nur hier erklärungsbedürftigen Umgang des Aristoteles mit Theorieelementen seines Lehrers Platon. Ein erster Ansatz zur Beantwortung der Frage könnte sein, dass Aristoteles *eidos* und *ti en einai* nicht absolut für sich betrachtet, sondern als substantielle, Bestimmung verleihende Teile sinnlich wahrnehmbarer Einzeldinge, die erklären, warum diese für sich selbst existieren können und warum sie erkenntnistheoretisch einen herausgehobenen Status besitzen. In dieser Fragerichtung ist der Verweis auf die Ideen ein Querschläger und wenig hilfreich, zumal auch Platon die Annahme von Ideen anders herleitet und in einem anderen Kontext verwendet. Platon geht es dabei nicht um den Status von Einzeldingen, sondern um die widerspruchsfreie Erkenntnis von allem, was man meinen und auf das man sich beziehen kann. Zudem haben die Akzidentien einen besonderen Vorteil: Weil sie von dem Gegenstand evidentermaßen nur in einer bestimmten Hinsicht ausgesagt werden, kann man an ihnen unmittelbar erkennen, dass die Wahrnehmung allein nicht dafür ausreicht, um Widerspruchsfreiheit sicherzustellen. Denn die Wahrnehmung kann den Zusatz der Hinsicht, in der das Prädikat gilt, selbst nicht mitdenken.⁶³ Dafür ist sie auf das Denken angewiesen.

Mit Rücksicht auf die Zielsetzungen ist es nicht evident und vielleicht noch nicht einmal wahrscheinlich, dass Platon die Aussage des Aristoteles zurückgewiesen hätte, dass Prädikate von Einzeldingen nicht als Ideen und Bestimmtheit für sich betrachtet werden sollten. Es sind schwierige Aushandlungsprozesse zwischen Platonischen und Aristotelischen Fragehorizonten und Zielsetzungen. Keinen davon

wird man durch eine einfache Entgegensetzung aufheben oder beenden können. Auch die Aristotelische Polemik sollte von der Nähe der Ansätze und der Vielzahl an Möglichkeiten, wie die unterschiedlichen Zugriffe miteinander vermittelt oder in Beziehung gesetzt werden könnten, nicht ablenken. Für unsere Fragestellung zentral aber ist, dass Aristoteles sich so verkürzend und elliptisch, also wesentliche Teile des Arguments auslassend, äußert, dass die Leser oder Zuhörer aufgerufen sind, die fehlenden Teile auf der Basis ihres Vorwissens oder ihrer Kenntnis der Philosophie des Aristoteles und der Platons zu ergänzen. Aristoteles benötigt für die Fortsetzung seines Arguments eine klare Abgrenzung gegenüber anderen Fragen und Diskussionen wie denjenigen der Akademie: In dieser gab es eine intensive Diskussionskultur über die Frage, wovon eigentlich es Ideen gebe und wie genau das Verhältnis der Teilhabe zu denken sei.

Der Dialog Parmenides selbst zeigt Reflexe solcher Diskussionen ebenso wie die letzten beiden Bücher der *Metaphysik M* und *N*. Das alles schiebt Aristoteles mit seiner Schroffheit gegenüber Platons Ideenlehre rasch beiseite. Seine eigene Unterscheidung zwischen wesentlichen Merkmalen und bloß akzidentellen Unterschieden will zu dieser ›Wovon gibt es Ideen?-Debatte‹ nichts beitragen. Um hingegen darüber, wie man von Einzeldingen etwas erkennen und sie bestimmen kann, Konsens mit seinen Schülern zu erzielen, macht Aristoteles seine Stoßrichtung dadurch rasch klar, dass er sich gegen Platon so wenig diplomatisch abgrenzt. Auch das sind Momente eines Homologiestils, also eines den Text individuell charakterisierenden Sets an Merkmalen, dessen sich Autor und Rezipienten durch Homologien vergewissern. Daraus entsteht eine Gemeinschaft vergleichbar den Denkkollektiven bei Ludwik Fleck: jedoch eine solche, die aktiv an dem Prozess der Homologiebildung beteiligt ist und eine miteinander interagierende Gemeinschaft besitzt.

Wenn man sich nun fragt, wo man sich diese wenig zimperliche Suche nach Homologien vorstellen kann, dann scheint sie eher in einen Unterrichtskontext in Aristoteles' Lykeion zu passen als in die Akademie Platons. Denn auch wenn Platon in seinem Kreis eine Atmosphäre der Offenheit und der Lehr- und Meinungsfreiheit geschaffen hatte,⁶⁴ so wäre es doch eine Zumutung, wenn Aristoteles neben seinem

63 Das erläutert Platons Sokrates im sog. Fingerbeispiel der *Politeia*; vgl. *De re publica* (Resp.) 523c–524e.

64 Carlo Natali: *Aristotle: His Life and School*, hg. von Douglas S. Hutchinson, Princeton, N.J. 2013, S. 20–25.

Lehrer sitzend so hart formuliert hätte.⁶⁵ Aristoteles grenzt sich damit ab, vielleicht auch um eine neue Schulidentität zu schaffen. Doch auf der anderen Seite verwendet er mit dem Beispiel ›gebildet‹ und ›Mensch‹ Prädikate, die auch in den Platonischen Dialogen mehrfach vorkommen und – wenn auch in anderer Weise – die Funktion von Schulbeispielen haben. Das bringt wiederum Kontinuität und Gemeinsamkeit mit sich. Auch diese kann zu der Homologieerzeugung gehören.

Platon verwendet *mousikos* insgesamt 13-mal in seinen Dialogen und in der Junktur mit *aner* (Mann) viermal (*De re publica* (Resp.) 349e; *Phaidrus* (Phdr.) 268d; *Leges* (Leg.) 802d, *Laches* (La.) 188c–189a; 193d). Zwei Stellen aus dem *Laches* sind für unsere Frage besonders interessant. Hier bezeichnet der *mousikos aner* einen Mann, bei dem Innen und Außen, Handlung und Charakter übereinstimmen. Ein solcher musischer Mann ist harmonisch. Er sagt nicht das eine und tut das andere.⁶⁶ Dass das Wort ›musisch‹ so verwendet werden kann, weist auf die große Bedeutung der musischen Erziehung in der Elementarbildung hin. Wie Platons Sokrates im 2. Buch der *Politeia* schildert, beginnt alle Erziehung und Bildung mit Musik und Gymnastik, und diese erste Bildung hat das Ziel, die Kinder in ihren Vorstellungen und Meinungen so vorzuprägen, dass es den später rational erlernten Inhalten und Werten entspricht. Sie üben also das richtige Handeln und Denken schon einmal ein, indem sie das richtige Tun in der Dichtung hören und in körperlichen Übungen wiederholen.⁶⁷ Es sind sozusagen ethische *progymnasmata* – natürlich in einem vortermnologischen Sinn –, bei denen die Verbindung von Seele (Musik, Dichtung) und Körper (sportliche Übung) erst die gewünschte, den ganzen Menschen prägende Wirkung entfaltet.

Zu dieser pädagogischen Stoßrichtung passt, dass im Dialog *Laches* derselbe Gedanke zusätzlich noch mit dem berühmten Musiklehrer Damon und sophistischen Redepraktiken in Verbindung gebracht wird.⁶⁸ Das Ideal wird durch die Verknüpfung mit den sophistischen Erziehungsmethoden, die agonal und

ohne hinreichende begriffliche Begründung agieren, allerdings im Kontext sokratischer Praktiken in Frage gestellt und so zur Vorsicht gemahnt. Doch auch prädikationslogisch kann die Verwendung zum Vorbild werden. Denn bei der Frage, ob Charakter und Handeln zusammenstimmen, geht es ja auch darum, ob jemand dem Wesen nach, also substantiell, eine bestimmte Eigenschaft besitzt, oder nur akzidentell und so, dass sie nicht seinen Charakter prägt. Daher können diese und ähnliche Verwendungen bei Platon, wenn nicht Vorbild, so doch Anlass dafür sein, dass sich diese Junktur als Schulbeispiel eingebürgert hat.

Wir haben es also hier mit einer Abgrenzung zu tun, die einhergeht mit einer Kontinuität in den Schulpraktiken. Aristoteles erzeugt eine Homologie mit seinen platonisch gebildeten Lesern, indem er an etwas Bekanntes anknüpft, dabei aber zugleich die Fragerichtung neu und selbst prägt. Auf diese Weise erreicht er, dass seine Leser an der Homologieerzeugung mitwirken und Teil der dadurch konstituierten Gemeinschaft werden. Sie wirken an dem Homologiestil, also der individuellen Charakterisierung des Textes, mit, indem sie ihr Vorwissen miteinbringen und Aristoteles' Argument folgen.

VI. SCHLUSS

Wie sich beispielhaft an einer Passage in Aristoteles' *Metaphysik Z* gezeigt hat, wird durch elliptische Praktiken eine Gruppe geschaffen, die gemeinsam an einem Konsens, an einer Homologie arbeitet. In dem gewählten Beispielfall ging es um die Verwendung von Prädikaten und die Einschätzung ihrer logischen und ontologischen Verhältnisse. Zu den elliptischen Praktiken gehörten dabei das Auslassen von vollständigen Erklärungen, das Verweisen auf andere Schultexte, in denen ein Sachverhalt eingeführt wird, und die Verkürzung von Argumenten. Aristoteles gibt als Autor und Lehrer, der in den schulischen Kontexten des Lykeion wirkt, diesen Homologiestil vor und prägt ihn wesentlich als einen Stil, der nicht nur für die Lese- und Wissenserfahrungen der direkten Schüler des Aristoteles mitformen konnte, sondern auch unabhängig von diesem ersten Lernkontext die seiner späteren Leserschaften. Der Leser vollendet den Stil durch sein Mitdenken und seine Vorerfahrungen im Rahmen dessen, was die strukturierten Stufen als Leitfaden vorgeben. Daher ist der Homologiestil eine Praxis, die dem einzelnen Text (oder auch einer Gruppe von Texten) eine spezifische individuelle Signatur verleiht, die den Text an der sprachlichen Oberfläche,

65 John P. Lynch: *Aristotle's school. A Study of a Greek Educational Institution*, Los Angeles/London 1972, S. 47–67.

66 Platon: *Laches*, zit. nach: ders.: *Platonis Opera*, Bd. 3, Oxford 1993, S. 188c–189a. Vgl. Michael Davis: »This and That: On Plato's *Laches*«, in: *The Review of Metaphysics* 70.2 (2016), S. 253–277.

67 Zur frühkindlichen musischen Bildung bei Platon vgl. Stefan Büttner: *Die Literaturtheorie bei Platon und ihre anthropologische Begründung*, Basel 2000, S. 155–159.

68 Platon: *Laches* (Anm. 65), S. 193d–e.

aber auch in seiner Ordnung und dem Modus der Argumente bestimmt und die in der Interaktion mit den Rezipienten entwickelt wird.

Das Konzept des Homologiestils bietet sich daher an, um Ansätze für eine Beschreibung und Analyse von Aristoteles' unterschiedlichen Stilarten in den Schriften des *Corpus Aristotelicum* zu gewinnen, die es leisten, diese besondere Textform nicht nur als mangelhafte Verwirklichung eines von außen an diese Texte herangetragenen oberflächlichen Stilverständnisses zu begreifen, sondern als diese besonderen Texte, die durch die vorstrukturierte Interaktion zwischen Text und Lesern entstehen.

Homologien zwischen Text und Leser oder zwischen Autor, Text und Leser prägen aber nicht nur in philosophischen Texten oder Schultexten den Stil. Genauso lassen sich auch verschiedene Arten poetischer und literarischer Homologiestile auffinden und beschreiben. Auch bei diesen entsteht der Stil im dynamischen Austausch zwischen Text und Lesern, die den Vorstellungen von Dichtung, der Konstruktion der Fiktion und Erzählung und den Verweisen auf andere Literatur zustimmen und folgen und dadurch die spezifische Signatur des jeweiligen Textes, seine Eigenart als dieser einzelne Text, mitbestimmen.